

Nebulosa. Figuren des Sozialen 06/2014 Arbeiterinnen und Arbeiter, herausgegeben von Eva Holling, Mathias Naumann und Frank Schlöffel

Arbeiterinnen und Arbeiter? Gibt es sowas denn heute überhaupt noch? Bereits seit den 1980ern wird doch ein Verschwinden der Arbeiterklasse konstatiert. Die Industriegesellschaft wandelte sich in eine Dienstleistungsgesellschaft und auch der Großteil der politischen Linken hat den „Abschied vom Proletariat“ (Andre Gorz) vollzogen und ist über die Neuen Sozialen Bewegungen, Tripple Oppression, den postmodernen „Tod des Subjekts“ und ähnliches bei der Multitude oder der Wertkritik gelandet. Arbeiter schienen zu einem Anachronismus aus dem Geschichtsbuch geworden zu sein. Doch seitdem sich die Krise seit 2007 global verallgemeinert hat und zu einem Dauerzustand geworden ist, wird auch wieder häufiger über (in erster Linie prekäre) Arbeitsverhältnisse diskutiert und damit auch über die diesen Arbeitsverhältnissen unterworfenen Menschen, also die Arbeiterinnen und Arbeiter.

Dies macht auch die Zeitschrift „Nebulosa. Figuren des Sozialen“ in ihrer insgesamt sechsten Ausgabe mit ihrem Schwerpunktthema „Arbeiterinnen und Arbeiter“. Das Heft umfasst dabei sehr unterschiedliche Ansätze zum Thema, stark vertreten sind allerdings diskursanalytische und poststrukturalistische Vorgehensweisen. So untersucht Cora Rok etwa die Repräsentation der Arbeitswelt in der Gegenwartsliteratur. Anna Hollendung schaut sich die Diskurse um Menschenhandel und Prostitution an. Und Peter Schuch betrachtet den Kultfilm „Night of the Living Dead“ unter dem Gesichtspunkt des Gemeinschaftsbegriffs von Maurice Blanchot.

Die meisten Artikel thematisieren aber die aktuellen Veränderungen in der Arbeitswelt. Sie stellen die sehr wichtige Frage: Wie lassen sich die heutigen Arbeitsverhältnisse begrifflich fassen? In der öffentlichen wie wissenschaftlichen Debatte dazu fallen dann meist Begriffe, wie Prekarität, Irregularität, Selbstunternehmertum und ähnliche, um die heutige Arbeitswelt von der früherer Zeiten abzugrenzen. Stillschweigend vorausgesetzt wird dabei erstmal ein Zustand, in dem die Arbeitsverhältnisse noch nicht so (schlecht) gewesen sind wie heute. Zeiten, in denen sie also sicher, regulär und auskömmlich waren. Dieses „goldene Zeitalter“ (Eric Hobsbawn) des Kapitalismus wird mit einer lebenslangen sicheren Anstellung in einem Betrieb assoziiert, diese war sozial abgesichert und der meist männliche Lohnarbeiter wurde in seinen materiellen Forderungen gewerkschaftlich gut vertreten.

Doch dieses rosige Gegenbild zu den heutigen tristen Zeiten erkennt, dass dieser Zustand nur einen sehr geringen Teil der Lohnabhängigen umfasste und dies auch nur in einem historisch kurzen Moment. Diese heute oft als „Normalarbeitsverhältnisse“ verklärten Beschäftigungsbedingungen waren nur in einem sehr kleinen Teil der Welt, nämlich den kapitalistischen Zentren vorherrschend und dort auch nur für einen kurzen Zeitraum, vom Nachkriegsboom nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Krisenausbruch in den 1970ern. Und selbst dabei waren größere Teile der Proletarisierten davon ausgeschlossen, wie etwa Frauen und Jugendliche, die oftmals unter die berüchtigten Leichtlohngruppen fielen, oder die sogenannten Gastarbeiter, die die besonders schweren, dreckigen und schlecht bezahlten Arbeiten verrichten mussten. Im Beitrag von Philipp Reick „We are the 99% – Zum Selbstbild der deutschen und amerikanischen Arbeiterbewegung in der Mitte des 19. Jahrhunderts“ wird dieser Aus-

nahmezustand der sog. Normalarbeitsverhältnisse für den darin behandelten Zeitraum deutlich, wenn einem die überraschenden Ähnlichkeiten vieler darin beschriebener Arbeitsverhältnisse ins Auge springen. Vor allem Formen von (Schein-)Selbstständigkeit prägten auch damals vielfach die Arbeitsbedingungen der Proletarisierten.

Aber auch die meisten der heute verklärten sicheren Arbeitsverhältnisse aus dem „goldenen Zeitalter“ waren geprägt von Monotonie, Stumpfsinn und Entfremdung, von der „Despotie der Fabrik“ (Karl Marx). Dagegen setzte Ende der 1960er-Jahre eine breite und globale Protestwelle ein. Größere Teile der Jugend rebellierten gegen die Vorstellung, ein Leben lang in die Lohnarbeit eingesperrt zu sein. Bereits in den 1950er-Jahren begann in der Musik und im Kino eine kulturelle Gegenbewegung zur Arbeit in den Fabriken, Büros, Krankenhäusern etc. Abgelehnt wurde die „9 to 5 World“ (The Ramones), stattdessen wurde die Freiheit jenseits der Lohnarbeit gesucht. Der politische Teil dieser Bewegung, der in die Geschichtsbücher eingegangen ist als „Die 68er“, war vor allem in Deutschland in erster Linie studentisch geprägt. Anders als in anderen Ländern nahm daher die Bewegung hierzulande auch einen unterschiedlichen Verlauf. Nach einer Reihe von Niederlagen, etwa die misslungene Verhinderung der Notstandsgesetze, setzte sich in Teilen der Bewegung sehr schnell ein Leninismus durch, der in den eigenen Kadern die Avantgarde erkannte, die den Arbeiterinnen und Arbeitern in Deutschland das revolutionäre Bewusstsein bringen sollten. Ulf Teichmann erinnert in seinem Beitrag „Hoffnungsträger der Revolution oder hoffnungslos korrumpiert? Arbeiter in den Strategiedebatten der 68er-Bewegung“ daran, dass Viele dieser studentischen Aktivisten die Arbeiterinnen und Arbeiter nicht als reale Menschen wahrgenommen haben, sondern als eine soziale Konstruktion, die eine historische Mission zu erfüllen haben. Trotzdem gab es auch hierzulande selbstständige Bewegungen, wie etwa die „wilden“ Septemberstreiks 1969 oder die Lehrlingsbewegung, die sich in die globalen Ereignisse einreihen.

Zusammen mit den Streikbewegungen, etwa in Frankreich oder Italien, den nationalen Befreiungsbewegungen in der Peripherie und dem umfassenden Protest der Jugend verschärfte die Proteste die Krise des Kapitals und führten ab den 1970er-Jahren zu einer Gegenbewegung, die heute meist mit der Chiffre „Neoliberalismus“ bezeichnet wird. Bisherige soziale Sicherungssysteme wurden abgebaut, profitable staatliche Einrichtungen privatisiert, Gewerkschaften gegen deren erbitterten Widerstand bekämpft – man denke nur an den einjährigen Streik der britischen Bergarbeiter von 1984 bis 85 – und die bisherigen Arbeitsverhältnisse gründlich umstrukturiert. Dabei spielten dann allerdings auch die Teile der (ehemaligen) Rebellen eine nicht unbedeutende Rolle. Diese hatten in Alternativbetrieben massenhaft versucht, schon bereits innerhalb der kapitalistischen Verhältnisse eine neue Arbeitswelt ohne Hierarchien, Entfremdung und Ausbeutung aufzubauen. Doch die selbstverwalteten Betriebe mussten sich den objektiven Zwängen ihrer kapitalistischen Umwelt beugen, entweder gingen die Experimente zugrunde oder die Alternativwirtschaftler mussten sich dem stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse anpassen. Und dies funktioniert meist nur mit verschärfter (Selbst-)Ausbeutung. Doch die von ihnen entwickelten Methoden, um in der kapitalistischen Konkurrenz überleben zu können, wurden auch von der nichtalternativen Ökonomie genau beobachtet. Ihre kleinteilige Produktion mit flachen Hierarchien, die nicht mehr primär auf direkten und personalisierten Zwang setzten, sondern auf die Verlagerung der kapitalistischen Logik in die Arbeitenden selbst, wurde damit geradewegs zur Avantgarde der neuen Arbeits-

verhältnisse. Dass diese Entwicklung, die natürlich nicht gradlinig, sondern immer ambivalent verlief, nicht nur auf die Alternativökonomie, sondern auch auf die Künstler zutrifft, betont Leon Gabriel in seinem Beitrag „Arbeiter*innen, Kreative, Probende – Eine Haltung der Differenz“: „Wo vordergründig Kreativität, Spontaneität, der Drang nach Freiheit statt Entfremdung und authentischer Ausdruck für immer neue Produktionskreisläufe gefördert werden, seien Künstler*innen demnach nicht nur als Erste von diesen Umwälzungen betroffen, sondern vor allem diejenigen, die diese neuen Arbeitsmodelle mit ihrem Streben nach individueller Erfüllung gefordert, erprobt und verallgemeinerbar gemacht hätten.“ (S. 62)

Durch diese Integrationsleistung gelang es der kapitalistischen Ökonomie, den Angriff auf sich aufzunehmen und umzudrehen in eine Modernisierung und Verschärfung der Ausbeutung. Hier darf allerdings nicht die immanente Krisenhaftigkeit dieses Vorgangs vergessen werden, denn schließlich hält sich das Kapitalverhältnis seit dem Krisenbeginn in den 1970er Jahren vor allem über eine Flucht in die Finanzialisierung und damit auf die Hoffnung auf zukünftige Gewinne über Wasser. In diesem Prozess verlaufen viele Entwicklungen parallel. Während es in einen Teil der Welt zu einer Zerstreung und Zerlegung der Produktion und auch der Arbeitsverhältnisse in immer differenziertere und kleinere Einheiten kommt, etwa durch Auslagerung, passiert in anderen Teilen der Welt das genaue Gegenteil. Hier entstehen wieder Riesenfabriken, in denen die Arbeitsbedingungen der dortigen Proletarisierten verallgemeinert werden, man denke nur an Foxconn in China. Diese gegenläufigen Trends stellen die Frage, wie sich die weltweite Klasse der Proletarisierten theoretisch fassen lässt. Mit dieser grundsätzlichen Frage beschäftigt sich der Auftaktbeitrag des Heftes von Torsten Bewernitz „An und für sich. Annäherungen an ein neues Klassenverständnis“. Der Autor verwirft dabei völlig zu Recht den marxistisch-leninistischen Klassenbegriff, der die heutige soziale Realität nicht mehr trifft und auch schon früher eine unzulässige Einengung auf das Industrieproletariat bedeutete. Dem stellt der Autor das Konzept des „Multiversums der arbeitenden Klassen“ entgegen, das Karl-Heinz Roth und Marcel van der Linden vor allem in dem von ihnen herausgegebenen Sammelband „Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts“ entwickelt haben. Dort gelingt es den beteiligten Autoren durchaus die Verschiedenheit der weltweiten proletarischen Lebens- und Arbeitsformen darzustellen, aber die Gemeinsamkeiten als globale Klasse, die sie erst zu einer Klasse machen, werden nicht deutlich. In ihrem Bestreben sich von Marx abzusetzen, wird oftmals ein Pappkamerad marxischer Theorie erstellt oder stillschweigend doch wieder zu marxischen Überlegungen zurückgekehrt.

Eine aktuelle Klassentheorie müsste die einschneidenden Entwicklungen, die sich in den letzten Jahren ereignet haben, berücksichtigen. Dazu gehört vor allem der Tatbestand, das heute zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit mehr Menschen in Städten leben als auf dem Land, was der britische Historiker Eric Hobsbawm als „die größte Umwälzung von Klassenverhältnissen seit der Jungsteinzeit“ bezeichnet hat. Dieser „Untergang des Bauerntums“ (Hobsbawm) bedeutet auf der anderen Seite, dass nun zum ersten Mal die Mehrheit der Menschen direkt dem Kapitalverhältnis unterworfen ist und damit proletarisiert ist. Neben allen Unterschieden, die vom, für das Kapital überflüssigen, Surplusproletariat bis zum deutschen Facharbeiter reichen, ist dies die grundlegende Gemeinsamkeit: „Bei aller Verschiedenheit proletarischer Lebensweisen und Überlebensstrategien weltweit ist es heute so, dass

sie Verschiedenheiten innerhalb des Weltproletariats sind“, so die Freundinnen und Freunde der klassenlosen Gesellschaft in ihren „28 Thesen zur Klassengesellschaft“. Die „Arbeiterinnen- und Arbeiterausgabe“ der „Nebulosa“ bietet dazu einiges an Material, kann aber leider keinen stringenten analytischen Rahmen geben. Und vor allem ist sie viel zu stark auf die Entwicklung in den kapitalistischen Metropolen zentriert. Die Ausgangsfrage, ob es Arbeiterinnen und Arbeiter heute noch gibt, lässt sich aber nicht nur mit einem Ja beantworten, es gibt vor allem zum ersten Mal überhaupt eine Weltarbeiterklasse.

Jens Benicke